

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 201.

Dienstag, 29. August.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

(21. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Becker.

(Nachdruck verboten.)

Dem Bruder gegenüber trat die kluge Freifrau in ganz anderer Gestalt auf. Seiner ziemlich unverhüllten Unfreundlichkeit begegnete sie mit lächelnder Liebenswürdigkeit, vornehmer Würde und geschickter Zurückhaltung. Sie betonte ziemlich bestimmt ihre Rechte als Schwester und Mutter, die ihren Besuch selbstverständlich machten, ließ alle poetischen und schwungvollen Redensarten, mit denen sie bei Frau Minchen Effekt machte, beiseite und zeigte sich ihm gegenüber nur als welterfahrene und weltlichere Frau.

„Mein lieber Fritz“, sagte sie mit überlegener Miene, „bilde dir nur nicht ein, daß ich diese Verlobungs- und Verlobungsgeschichte mit jubelnder Freude aufnehme. Ich bin im Prinzip total gegen Verwandtenehe und meine Ludovika, das wirst du zugeben müssen, braucht nicht angstvoll zuzugreifen, sondern kann wählen.“

„Oh, wär' mi lieb, wenn sie dann anders gewählt hätt“, brumnte der Bruder grob. „Hab' aber im Lauf des ganzen Winterfeldzugs nichts davon bemerkt, daß sich wer zur ernsthaften Wahl stellte!“

Also darauf hatte er gehofft, der Schlaumeier; ganz wie Ludovika. Er war eben ihr Bruder und daher auch nicht auf den Kopf gefallen.

Trotz dieser innerlichen Anerkennung nahm die Freifrau eine beleidigte Miene an. „Ludovika hatte eben schon gewählt, mein lieber Fritz. Ihr Herz gehörte vom ersten Augenblick an deinem Sohn, sie fühlte sich als dessen Braut und ließ niemand mehr dazu kommen, sich zur Wahl zu stellen. Ludovika hat Gemüt und Charakter.“

„Ja, ja, soll sie hab'n, meinswegen noch viel mehr, bloß meinen Jungen soll sie nich hab'n wollen“, fuhr der Bruder grimmig los.

Die Freifrau sah noch beleidigter aus. „Da begegnen wir uns vollkommen in unseren Empfindungen. Mir wäre es auch lieb, wenn mein Kind in eine Familie käme, in der es, seinem Werte nach, allgemein mit offenen Armen aufgenommen würde. Deine liebe Frau ist ja einfaßvoll, sie gönnt: ihrem Sohn sein Glück, aber du —“

„Ja, aber ich möcht' ihn davor bewahren, — ganz richtig.“

Frau Amalie zuckte die Achseln. „Mein lieber Fritz, dann hättest du klüger handeln und vor allen Dingen die beiden Leuten nicht trennen sollen. Trennung verflärt und verschönt alles, während im täglichen Zusammenleben die kleinen Schwächen hervortreten, die eine junge Liebe ernüchtern und töten können. Du hast dadurch, daß du deinen Sohn fortgeschicktest, das Unschlaueste getan, was du tun konntest. Das darfst du einer welt- und herzenserfahrenen Frau glauben.“

Fritz Niesel sah verblüfft in das spöttisch und überlegen lächelnde Gesicht seiner Schwester. Wahrhaftig, wenn sie sonst nichts war, aber welt- und herzenserfahren war sie. Natürlich wollte sie ihn jetzt bloß ärgern und als dumm hinstellen, natürlich. Aber ihre

Worte gingen ihm doch nah, und je länger er an ihnen hin und her riet, desto mehr kam er zu der Empfindung, daß ein gut Stück Wahrheit in ihnen stecke.

Und nun fing sein Minchen auch noch an, ihm in den Ohren zu liegen, daß ihr Eugen sich in der Ferne vor Liebe und Sehnsucht verzehre, und was das eigentlich für einen Sinn habe, ihn noch länger dort zu lassen. Entweder man gebe seine Einwilligung, und dann brauchte der arme Junge nicht in der Verbannung zu leben, oder man gebe sie nicht —

Ja, ja, das wäre ihm gerade recht, — man gebe sie nicht, polterte ihr Mann los, kam aber damit schlecht an, denn nun drehte Frau Minchen den Spieß um. Das hätte er früher bedenken sollen. Nachdem er sich aber mit allem einverstanden gezeigt und sein Wort gegeben habe, kämen solche Redensarten verspätet und würfen ein trauriges Licht auf die Lauterkeit und Zuverlässigkeit seines Charakters.

Der arme, derartig angegriffene Mann stand ganz verwirrt. Er einverstanden mit allem? Er sein Wort gegeben? Ja, da solle doch ein heiliges Kreuzdonnerwetter dreinschlagen!

Das half aber auch nicht, Frau Minchen blieb dabei; Frau Minchen kam auch mit dem Wort von verfehlten Maßnahmen und wie eine Prüfungszeit doch nur ihren Zweck erfülle, wenn die geprüft werden Sollenden sich nebeneinander prüfen könnten. In der Entfernung lerne man sich nicht kennen, verstehen und ergründen, denn die Entfernung idealisiere.

„Das hat dir alles die Male eingeblasen, das raffinierte Franzenzimmer!“ schrie Vater Fritz wütend, und bekam daraufhin eine Lobhymne über die kluge, taktvolle und vornehme Frau zu hören, die er stets verkannt und ungerecht behandelt habe, und der er, Hand aufs Herz, doch wirklich nichts beweisen könne von allem, was er ihr nachgesagt habe.

Fritz Niesel stöhnte. Beweisen! Er kannte doch die Male. Aber vielleicht kannte er sie auch nicht. Vielleicht hatte sie sich im Laufe der Jahre wirklich zu all dem verändert, was sie jetzt zeigte. Frauen veränderten sich ja unglaublich. Er sah es täglich an seinem Minchen. Die war ja auch wie ausgetauscht, die hatte jetzt die Sosen an und kommandierte und quälte und kuzionierte ihn. Es half alles nichts. Wie ein Reh zogen sich die von den Frauen gesponnenen Fäden um sein Wollen und Denken. Endlich gab er nach. Dann sollten sie in drei Teufels Namen den Eugen kommen lassen. Er könnte hier bei ihm auf dem Vorwerk seine segensreiche Tätigkeit ebenso ausüben wie dort in Bommern.

Aber öffentlich verlobt wurde nicht vor dem gestellten Termin, daran halte er fest, Prüfungszeit bleibe es. Und dabei klammerte er sich an die vage Hoffnung, daß seine weltkluge Frau Schwester recht haben könne und im persönlichen Verkehr doch vielleicht noch eine Möglichkeit läge, die Geschichte auseinander zu bringen,

Frau Amalie lächelte. Mehr hatte sie nicht gewollt. Nun würde mit ihrer Hilfe die Sache schon schnell zum Abschluß kommen. Sie war in sehr zufriedener Stimmung. Alfons hatte wieder einmal Glück gehabt und schwamm oben. Sie brauchte sich keineswegs nicht zu überstürzen und dem Bruder hoffentlich nicht vor der Hochzeit mit diesem Schwerpunkt ihrer Forderungen zu kommen, und andere Sorgen hatte sie momentan nicht. Die Schwägerin hatte sich ihrer nicht ganz tadellosen Toilette großartig angenommen und sie war klug genug gewesen, das nicht auszunutzen, sondern so viel wie möglich abzuwehren, — dadurch war die Angelegenheit nur noch großartiger ausgefallen. Mit der Frau ließ sich leben. Überhaupt gefiel es ihr in Molitten und es kam ihr sehr gelegen, die Verhältnisse einmal mit eigenen Augen und eigenen Ohren zu studieren und auf Grund der daraus gesammelten Kenntnisse für ihren Nutzen zurechtzulegen. Ludovikas Briefe waren stets sehr flüchtig gewesen und hatten nur ihre eigene Person und deren Interessen berührt. Die Mama hatte nach ihnen keinen rechten Einblick in die Verhältnisse gewonnen. Nun aber sah sie rechts und links mit den klugen, forschenden Augen und wurde mit jedem Tage zufriedener mit ihrem damaligen festen Entschluß, Ludovika heraufzuschicken.

Den Fritz, der sich jetzt noch manchmal erlaubte, aufzutrompfen, würde sie schon allmählich ganz zahm und klein kriegen und die alte Romangans, wie sie in ihren stillen, ehrlichen Gedanken die angebetete Schwägerin nannte, hatte sie schon vollkommen im Sack. Eugen? Pah, über den war nicht zu reden, der fiel auf Ludovikas Teil und würde für diese nur Handlanger aller ihrer Wünsche sein. Dann war da noch Fee, deren Bekanntschaft sie erst machen sollte, wenn sie aus Wiesbaden zurückkehrte. Um die brauchte sie sich nicht zu sorgen, die war Mutters Stiefkind und außerdem, wie Ludovika sie schilderte und alle eingezogenen Erfundungen es bestätigten, ein unbedeutendes, häßliches, wortkarges Mädchen; wohl genau wie ihr Bruder, nach keiner Seite hin störend und, wie die Freifrau in ihren klugen, spürenden Gedanken annahm, schon halb und halb in der Nachbarschaft untergebracht.

Blieb nur noch die Fränze. Vor deren Existenz stockten die Erfahrungen und Kombinationen der Forscherin. Die Fränze, das uneheliche Kind einer Magd, das im Hause fast Tochterrechte genoß! Warum? Weshalb? —

Die Schwägerin zeigte nicht die leiseste Abneigung, eher Liebe für das Mädchen. Es war also kaum anzunehmen, daß es sich um einen Schritt handle, den Bruder Fritz vom Wege abgelenkt sein konnte. Daß er selbst sich wenig um Fränze kümmerte und keine Sympathie für sie zeigte, sagte nichts. Das Mädchen blieb also eine offene Frage und eine, die Frau Amalie lebhaft interessierte, um so mehr, als Fränze an sich schon ihr reges Interesse erweckte.

Mit kundigem Blick sah sie, wie reizvoll und verführerisch das blühende Ding war und wie heiß und begehrt das Blut in den jungen Adern pulsierte. Diese vollen, roten Lippen, die krausen Locken, der Blick der sehnächtigen Augen und die weiche, fahenartig schmiegsame Grazie des Körpers, das alles gab ein entzückendes Ganze, das richtig dressiert und entwickelt, sogar über die ausgesprochene Schönheit ihrer Ludovika gehen konnte, weil dahinter mehr Temperament und blinde Sinnlichkeit steckte, als Ludovikas kühler, berechnender Verstand aufkommen ließ. Ein richtiges Liebeskind war diese Kleine, in der das heimlich lodernbe Feuer nur zurückgehalten und unterdrückt wurde durch die äußeren, ungünstigen Verhältnisse.

Denn momentan war Fränze wirklich nur Wirtschaftsmanneß im großen Haushalt und hielt sich sonst fern von allem, was darüber hinausging, zurück.

Da Ludovika im Anfange Fränze als gleichberechtigzt und alle Vergnügungen mitgenießend geschildert hatte, lag hier für die Veränderung dieser Verhältnisse eine

neue Unklarheit vor den Forstheraugen der Freifrau. Der Tod einer untergeordneten Großmutter, die während ihres Lebens nie eine Rolle gespielt zu haben schien, gab ihr dafür keine genügende Erklärung, um so weniger, als sie sah, welche Überwindung es Fränze kostete, sich so zurückzuhalten, und wie nach keiner Seite hin ein Druck für diese Zurückhaltung auf sie ausgeübt wurde. Da lag ein dunkler Punkt, den Frau Amalie ergründen wollte und der ihr vielleicht eine lohnende Aussicht eröffnete.

Und von allem anderen abgesehen, fühlte sie außerdem eine direkte Sympathie für die reizende Kleine, eine innerliche Verwandtschaft, die sich wohl auf Gleichheit der Eigenschaften und des Charakters gründete. Sie kam Fränze vom ersten Augenblick an mit Herzlichkeit und Wärme entgegen und gewann damit im Sturm deren heißeste Dankbarkeit und Liebe.

Fränze fühlte sich seit dem Tage, an dem ihre Großmutter gestorben und ihr die Erbschaft ihrer Mutter übergeben hatte, wie ein losgelöstes Blatt, ohne Halt und Zugehörigkeit zu irgend einem Menschen, ohne jedes Recht und ohne jede Liebe.

Ein wahnsinniger Schreck hatte sie erfasst, als sie erfuhr, wer ihr Vater sei. Wußte die Tante das auch? Die Großmutter konnte es ihr nicht mehr sagen, aber ihr eigenes Empfinden sagte ihr, daß es unmöglich sei, daß eine Frau das Kind, in dem sie stündlich die Untreue eines geliebten Mannes erblicke, nicht so gut und herzlich umfassen könne, wie die Tante es an ihr getan. Solche Handlungsweise ging über Fränzes Verständnis und daher verwarf sie jede Möglichkeit daran. Sie wagte kaum mehr der Tante unter die Augen zu treten, sie fühlte sich überall ungehört und nur geduldet. Und ihr Vater? Sie hatte ihn nie geliebt, nun haßte sie ihn, grollte ihm, weil er ihr nie Liebe erwiesen und ihr stets aus dem Wege gegangen war, und ging ihm selbst aus dem Wege, mehr noch als sonst.

In ihrer Unsicherheit und Verzweiflung, in der sie keines Menschen Rat und Hilfe suchen konnte, — denn die Großmutter hatte ihr auch vor dem Pfarrer Stillschweigen auferlegt, — hatte sie sich mit aller Kraft auf die Pflichten der Hauswirtschaft gestürzt. Sie wollte wenigstens etwas leisten, ihr Brot verdienen und ihre unrechtmäßige Stellung zu einer rechtmäßigen machen. Aber ihr junger, glücksdurstiger Sinn, ihr heißes, lebenslustiges Blut bäumten sich dagegen täglich und stündlich auf, und haltlos, verzweifelt unter ihrem wirren Denken und Empfinden litt sie unsäglich und streckte in dunklen Stunden flehend die Hände aus nach einer Stütze und einer Weisung, wie sie das Leben weiter ertragen und was aus ihr werden sollte.

Frau Minchen hatte von all dem keine Ahnung. Wäre Ludovika nicht gewesen, so hätte sie sich wohl eingehender um Fränzes verändertes Wesen gekümmert und sich ihres einstigen Lieblings mütterlicher angenommen, aber jetzt fiel immer nur ein Teilchen ihrer Aufmerksamkeit für Fränze ab und dieses wandelte sich vor deren Scheuem, trotz herbem Wesen auch in Unzufriedenheit und daraus erwachsender Gleichgültigkeit. Schließlich fand sie, daß Fränze mit vielem Takt in die richtige Bahnen gelenkt und sich zu dem entwickelt habe, was ihr von Anfang an bestimmt gewesen, und damit war unter den jetzigen Verhältnissen, die Frau Minchens Gedanken und Gefühle so unausgesetzt in Anspruch nahmen, die Sache erledigt und Fränze blieb in ihrer untergeordneten Stellung und dem täglich höher wachsenden Zwiespalt ihrer Neigungen, Gewohnheiten und selbstauferlegten Pflichten.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,  
So ist es schon ein böses Zeichen;  
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,  
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Gellerh

### Aus der Kriegszeit.

**Flaschenposten.** Am 1. August ist, wie gemeldet wurde, von einem Fischer eine Flasche aufgefunden worden, die den letzten Bericht des Kapitäns vom Zeppelin-Kreuzer „Z. 19“ und Kartengröße der Besatzung an ihre Angehörigen enthielt. Die Flaschenpost, d. h. die Beförderung von Nachrichten durch luft- und wasserdicht verschlossene Flaschen, die man dem Ozean anvertraut, um sie durch die Meeresströmung an eine von Menschen bewohnte Küste treiben zu lassen, ist uralte. Seit Jahrhunderten bereits berichten die Chroniken von Flaschenposten, zu denen Schiffbrüchige ihre Zuflucht nahmen. In unserer Zeit des Dampfes und der Elektrizität hat die Verwendung der Flaschenpost freilich mehr und mehr abgenommen. Es liegt dies in der Natur der Sache; denn unsere Fernverständigungsgelegenheiten sind viel besser und schneller als der immerhin wenig verlässliche Flaschenbote, von dem man nie weiß, ob und wo er landet, und wenn er landet, ob ihn auch hilfereiche Hände bergen. Dagegen hat nun aber die Flaschenpost im Laufe der Zeit eine sehr wesentliche Bedeutung in der wissenschaftlichen Forschungsarbeit gewonnen. Besonders wird sie seit dem 19. Jahrhundert benutzt, um Richtung und auch Geschwindigkeiten von Meeresströmungen festzustellen. Zum ersten Male wurde diese Strombeachtung nachweislich 1802 vom englischen Schiff „Rainbow“ angewandt, und zwar hatte man in jede Flasche einen Zettel gesteckt, der das Datum des Auswerfens und den Ort der Abgangsstelle enthielt und auf dem der Finder gebeten wurde, später das Datum des Auffindens und die Fundstelle anzugeben. Fast alle in der ersten Zeit abgesandten Flaschenposten sind im Golfstrom ausgeworfen worden. 1837 veröffentlichte, als Erster in Deutschland, Heinrich Berghaus eine Tafel der 21 ihm bis dahin bekannt gewordenen Flaschenposten. Die Bezeichnung „Flaschenpost“ befindet sich zum ersten Mal in einer 1868 veröffentlichten Besprechung von Flaschenposten durch den späteren Leiter der deutschen Seewarte in Hamburg Dr. G. Neumayer. Seit 1878 hat die Hamburger Seewarte die Ausgabe vorgegedruckter Flaschenpostzettel organisiert, damit die Seefahrer solch ein passendes Blatt, worauf nur wenige Zahlen und Namen nachzutragen waren, jeden Augenblick zur Hand hatten. Bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts war die deutsche Sammlung der Flaschenpostzettel auf mehr als 600 angewachsen. Der Prozentsatz der wiedergefundenen Flaschen ist selbstverständlich, je nach der Art der Küste, sehr verschieden. Unbewohnte oder felsige, schwerer Brandung ausgesetzte Gesteine sind der Wiedererlangung der Flaschen ungünstig. Von den 60 Flaschen, die Neumayer von Australien um Kap Horn bis zum Äquator auf verschiedenen Wegen ausgesandt hatte, ist nur eine einzige wiedergefunden worden. Andererseits wurden von den 3550 Flaschen, die von 1894 bis 1897 von der schottischen Fischereibehörde längs der schottischen und der englischen Nordseeküste ausgesetzt wurden, 572, also rund der 3. Teil, wieder eingeliefert. Hieraus ging eine wissenschaftliche Triestkarte hervor, die deutlich eine Umkreisung der Nordsee durch einen Strom, entgegengesetzt der Richtung des Uhrzeigers, aufweist. Sodann wurden, um nur noch ein Beispiel anzuführen, fast alle Flaschen, die in den äquatorialen Strömungen des Atlantischen Ozeans ausgesetzt wurden, in Brasilien oder Westindien, die im Guineastrom ausgeworfenen dagegen an der westafrikanischen Küste gefunden. Die Fundorte der Flaschen ergaben hier also sehr wertvolle Schlüsse auf die Richtung der Oberflächenströmungen. Die tägliche Durchschnittsgeschwindigkeit einer Flaschenpost veranschlagt man auf 15 bis 16 Kilometer. Immerhin ist die Ermittlung der Stromgeschwindigkeit nicht mehr zuverlässig, weil man nur selten wird feststellen können, ob eine Flaschenpost sofort oder erst längere Zeit nach ihrer Anschwemmung an die Küste gefunden wurde.

**Englische Phantasien über die Luftflotte der Zukunft.** Unter den vielen Überraschungen, die im Verlauf des Weltkriegs Regierung und Volk in England in Bestürzung versetzten, spielte und spielt die Bedrohung des als „unberührbar“ geltenden Inselreichs durch Luftangriffe nach der Unterseebootgefahr die größte Rolle. Den deutschen Unterseebooten und den Errungenschaften Deutschlands auf dem Gebiet der Luftkriegsmacht ist es zu danken, daß der Glaube, der Englands Übermut am meisten gesteigert hatte — nämlich der

Glaube an die Unantastbarkeit des englischen Bodens —, ein für allemal entschwinden mußte. Während England bis zum Auftreten der Luftfahrzeuge in seiner Flotte einen genügend sicheren Schutz gegen alle wie immer gearteten Angriffe eines Feindes zu besitzen glaubte, hat die Veränderung der Verhältnisse deutlich gezeigt, daß dieser Schutz nicht mehr genügt. Seit deutsche Zeppeline über der Londoner City Bomben abwerfen konnten, weiß man in England, daß der alte Glaube keine Gültigkeit mehr hat, und darum sehen die englischen Publizisten sich immer häufiger veranlaßt, sich mit der diesbezüglichen Stellungnahme in der Zukunft zu befassen. Ebenso charakteristische wie interessante Betrachtungen, die sich am besten unter dem Titel englischer Phantasien über die Luftflotte der Zukunft zusammenfassen lassen, veröffentlicht H. Hornsnaill in der „Fortnightly Review“. Am merkwürdigsten berührt in den Ausführungen des englischen Blattes die darin ausgesprochene Meinung, daß die lenkbaren Luftschiffe als Angriffsmittel vor der Bedeutung reiflos vervollkommener Flugzeuge würden zurückweichen müssen. Diese Auffassung ist am besten zu erklären durch das Unvermögen Englands, lenkbare Luftschiffe im praktischen Wert der Zeppeline zu bauen, und durch die ungeheure Entwicklung der Flugzeugindustrie während der letzten zwei Jahre. Unzweifelhaft aber würde nach dem Krieg ein fieberhafter Wettstreit um den Besitz der leistungsfähigsten Luftflotte zwischen den einzelnen Nationen beginnen. Die Hauptsache sei, Riesenschiffe zu konstruieren, die ein sehr großes Gewicht tragen könnten und dabei ein geringeres Schußfeld böten, als das lenkbare Luftschiff. Mit Berufung auf die russischen Sikorsky-Flugzeuge geht die englische Meinung dahin, daß der Bau solcher Zukunftsflugzeuge ungeheure Dimensionen technisch bestimmt zu bewältigen sein werde. Die Flügelänge dieser künftigen Flugapparate wird auf nicht weniger als 80 Meter berechnet bei einer Breite von 7 Meter. Da ein großzügig entwickelter Flugzeugdienst Tag und Nacht funktionieren solle und somit auch entsprechende Vorkehrungen auf dem Lande erfordere, müßten zahlreiche besondere Landungsplätze errichtet werden, die zur Orientierung der Flugzeugführer mit neuartigen Leuchttürmen und anderen Lichtsignalapparaten auszustatten seien. Die Hauptaufgabe der Kriegszugzeuge erblickt der Autor im Bombenwerfen, weswegen besondere Bombenwerfergeschwader organisiert werden müßten, die von kleineren, mit Maschinengewehren ausgerüsteten Kennflugzeugen beschützt werden könnten. Die Aufgaben Englands im künftigen internationalen Luftflottenwettbewerb erscheinen dem Blatt viel schwieriger, als sie bei der Schaffung der Hochseeflotte waren. Die alten Erfahrungen, die England als seefahrendes Volk bei der Schaffung seiner Kriegsflotte zugute kamen, fallen hinsichtlich der Luftflotte fort. Andererseits würden alle interessierten Nationen ungefahr zu gleicher Zeit mit der Neuorganisation im Luftkriegwesen beginnen, so daß keine einen erheblicheren Vorsprung vor der anderen hätte. Auch sei allen eine Fabrikation von Flugzeugen in großem Maßstab möglich, da die verschiedenartigsten bestehenden Fabrikanlagen leicht in entsprechende Betriebe umgewandelt werden könnten. Die dem Flugzeugwesen noch bevorstehende Entwicklung wird vom englischen Standpunkt so hoch eingeschätzt, daß kein Flugzeug länger als 12 Monate gebraucht werden könne, weil es nach dieser Zeit bereits wieder altmodisch sein würde. Wegen des ungeheuren Umfangs des Luftkriegs in einem zukünftigen Kampf seien beizeiten überall auf dem Lande und in den Städten bombensichere Unterkünfte für die Zivilbevölkerung herzustellen. Hinsichtlich der Friedensaufgaben des zukünftigen Luftverkehrs erscheine ein Transport von Waren auf dem Luftweg nicht wahrscheinlich, doch würden sicherlich zahlreiche Passagierverbindungen in der Luft organisiert werden.

**Was die Franzosen von ihren Militärkritikern denken.** Einer der bekanntesten französischen Militärkritiker, so erzählt „L'Ouvre“, begegnete in einer Gesellschaft einem der berühmtesten Pariser Karikaturisten. Nachdem die Bekanntschaft zwischen den beiden Berühmtheiten vermittelt worden war, wandte sich der Militärkritiker an den Zeichner mit den liebenswürdigen Worten: „Sie haben mich durch Ihre entzückenden Zeichnungen oft zum Lachen gebracht und hierdurch zu Dank verpflichtet.“ Hierauf entgegnete der Karikaturist ebenso liebenswürdig: „O, Sie schulden mir keinen Dank, mein Herr. Denn ich habe mich ebenso gut unterhalten, wenn ich Ihre Artikel über den Krieg las.“

# Neues vom Büchermarkt.

## Kriegsgedichte, Novellen usw.

\* „Das Leben lebt.“ Letzte Gedichte von Gustav Falke. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) Welch harmonische, von klingender Seele ganz erfüllte Dichternatur mit Gustav Falke uns entzissen wurde, fühlt von neuem, wer diese seine letzte poetische Gabe zur Hand nimmt. Er hat sie selbst noch zur Veröffentlichung ausserlesen als sein dichterisches Vermächtnis. Die große Zeit klingt in ihr oft wieder, so in dem Ostergesang an Deutschland, der die Sammlung eröffnet, in dem Gedichte „An die Jugend“, das sie abschließt, dem letzten, das Falke überhaupt geschaffen, in mancher tiefsten, kodeschweren Betrachtung. Und doch bleibt auch für diese Sammlung die lebenbejahende Mahnung der ersten Dichtung, die ihr den Namen gibt: „Du fängst das Leben, und wie Sonne lebst — Dein süßes Lied sich auf die Traurigkeit — Der Seele, daß sie leis die Flügel hebt: — Getroßt, was weinst du noch? Das Leben lebt!“ Auch diese Dichtungen, die in reiner Form den edelsten Empfindungsgehalt darbieten, werden leben, wenn die Künstelei unserer „Neutöner“ längst vergessen sein wird.

\* Im Verlag von Hermann Herger, Wiesbaden, erschien ein Gedichtenband von dem 16jährigen Koblenz-erben Herbert Walbus unter dem Titel „Klirrende Klänge“. Dieser Titel ist auch gleichzeitig der Titel für ein Gedicht, welches wir seinerzeit in unseren „Unterhaltenden Blättern“ abdruckten, das durch seine hübsche gefällige Form recht viel Empfinden für Rhythmus und durch seinen Inhalt Gedankenreichtum besitzt. In dem Gedichte findet sich noch manches neue Gedicht, das dem 16jährigen Dichter voranleuchtet auf einen späteren — hoffen wir's — rühmreichen Weg.

\* Gustav Mehrin's Werk „Der Golem“, das einen so überraschenden, eigentlich fast unbegreiflich großen Erfolg erzielt, ist noch in aller Munde und schon erscheint im Kurt Wolff-Verlag Leipzig, ein neues Buch des schnell berühmt gewordenen Autors, „Fledermäuse“ benannt. Es sind sieben Novellen, die alle Bezug auf den Weltkrieg haben, aber in eigenartlicher, höchst geistvoller Form gefaßt, die meist nur zum Schluss anflingt wie ein leiser Flötenton oder überhaupt nur symbolisch angedeutet und vom Leser erfüllt werden muß. Der Titel ist prächtig zu dem Band gewählt: „Fledermäuse“ — weiche, dunkle Blumen, ein wenig unheimlich, ein wenig abschauerregend, lautloser Flügelschlag, selbst am aufregend in seiner geisthaften Lautlosigkeit. Ich gebe diesem Novellenband unbedingt den Vorrang vor dem „Golem“. Es sind künstlerisch feine Arbeiten, ohne das Dämon nach Effekten und Sensationen, ohne die Berechnung, eine große Menge zu blenden und zu verblüffen. Eine ganz famose Satire ist „Der unverbesserliche Lämmergeier“. Mit diesem Buch flücht sich der Dichter entschieden ein ganz neues prächtiges Neis in seinen Vorberfranz.

\* „Von der Adria bis zum Ortler.“ Kriegsberichte von der österreichisch-italienischen Front von Karl Graf Scapinelli. Mit 8 Bildern. (G. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Bed, München.) Von Anfang September 1915 bis Ende Februar 1916 war Scapinelli, der wohlbestante Romandichter als Kriegsberichterstatter an der italienischen Front. Er hat alle Stätten gesehen, wo unsere Bundesbrüder mit unsäglicher Heroismus die vaterländische Erde verteidigen, und seine lebendige Schilderungskunst fand gerade hier, wo die Größe der Natur mit der Größe menschlicher Kraft wettsiegt, die dankbarsten Gegenstände. So besitzt sein Buch doppelten Wert als Kunstwerk wie als treues Zeugnis gewaltiger Vorgänge, deren ganze Bedeutung erst die Zukunft enthüllen wird.

\* „Über die Stellung Deutschlands in der Welt“ von Karl Alexander von Müller. (G. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Bed, München.) Das gewaltige, nie zu erschöpfende Thema wird hier in seinen großen Linien verfolgt, wie sie einem Forscher sich ergeben, der über das gesamte Müßzeug historischer und sozialpolitischer Bildung sicher verfügt.

## Romane, Novellen.

\* „Land.“ Roman von Leonhard Schridel. (Schröter u. Roesler, Berlin und Leipzig.) Ein Bayern-Roman voll tragischer Wucht, der den verzweifeltsten Kampf eines Dörflers für die heimische Scholle darstellt. Beschranktheit und Eigensinn, der rechtshaberisch Wohlstand und Familienglück vernichtet, um das Erbe, auf dem seit Jahrhunderten seine Vorfahren gesehnt, vor der neuen, gefährlichen das Land verschlingenden Industrie zu bewahren. Die Gestalten, die an sich wirklich und glaubhaft erscheinen, reden freilich eine Sprache, die von der Wirklichkeit sich weit entfernt, bildhaft, dichterisch gesteigert, aber auch wohl stark rhetorisch gefärbt. Aber hier konsequenter Naturalismus verlangt, würde nicht auf seine Rechnung kommen. Aber höher steht doch die innere

Wahrheit der Dinge, und die vermisst man kaum in diesem Buche, das von starker gesunder Begabung ein erfreuliches Zeugnis ablegt.

## Länder- und Völkerkunde.

\* „Die Baltischen Provinzen.“ Herausgegeben von Dr. Otto Grautoff. Bd. 1 u. 2. (Felix Lehmann, Verlag, G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 1916.) Die bisher erschienenen Bände dieses Sammelwerkes, das eine glückliche Idee zusammengefaßt hat und das vor hat, die Schönheiten und das geistige Leben der baltischen Provinzen dem deutschen Leser nahe zu führen, lassen vieles für die noch folgenden Bände erhoffen. In dem ersten der beiden geschmackvollen schmalen Bände zeigt der Herausgeber eine vortreffliche Auswahl guter Photographien aus Stadt und Land der Ostseeprovinzen. In dem zweiten, von Hellmut Krüger herausgegebenen Bande sind in bunter Reihenfolge Novellen und Dramen baltischer Dichter vereint, darunter kleine Stücke von Eduard von Rehslering, von feinstem Reize und des Goethe-Freundes Benz selten gedrucktes Pandemonium Germanicum. Für jeden, der sich mit diesem, dem Deutschland wiederergewonnenen Kulturgebiet befaßt, ist das kleine Werk ein interessanter Begleiter. Dr. A. M.

## Biographisches.

\* „Hermann Löns“, der Dichter, von Traugott Pils. Mit vier Bildnissen. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.) Das Buch eines Dichters über einen Dichter, und darum keine literarische Untersuchung mit quellenmäßiger Begründung, in der so viel von Abhängigkeit und Zusammenhängen aufgewiesen wird, daß der Leser sich endlich fragt, wo denn als Ursprünge der Poetennatur bleibt, auch keine gewissenhaft registrierende Biographie, vielmehr ein Zeugnis, wie ein Geist auf den anderen veränderten Geist einwirkt, wie er von ihm als einem Spiegel zurückgeworfen wird, wie er nachempfunden und nachgelebt wird, ja dichterisch neugeboren. Und darum ist dieses treue Freundeswort so anziehend in seiner ganzen lebenatmenden Subjektivität, in seiner zwanglos aufeinanderfolgenden Reihe von Stimmungen, mit hier und da eingemischten Zitaten aus Dichtungen und Briefen, mit Landschaftsbildern, die Königsche Motive in eigener Weise umschreiben. Das alles in einem ganz reinen Deutsch geschrieben, das zwanglos alle fremde Entlehnung vermeidet, eine Schreibart, die wir lieben und anerkennen, auch wenn wir selbst nicht ganz solche Tugenden zu üben vermögen. Wertvoll sind die bildlichen Beigaben, darunter neben bekannteren Lichtbildern das schöne Pastellbild Wilhelm Kricheldorf's. Es mag noch Deutsche geben, die den Dichter des gewaltigen „Werwölfs“ (leider schreibt Löns Wehrwölfs) noch nicht kennen, ihnen wird dies Büchlein Lust machen, ihn zu lesen; denen aber, die ihn schon lieben, ist es Anreiz zu neuem Genießen. er.

## Medizinisches.

\* „Die Sonnen-Freiluftbehandlung der Knochen-, Gelenk- wie Weichteiltuberkulosen.“ Von Dr. med. et univ. med. Dr. Max Vacker. (Kommissions-Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1916.) Es handelt sich hier um einen Vortrag, den der Verfasser im Juli 1914 auf der Hygiene-Ausstellung zu Stuttgart gehalten hat. Das Buch ist mit einer großen Anzahl von Illustrationen versehen und veranschaulicht in sehr ergiebiger und interessanter Weise die zum Teil verblüffenden Resultate, die er bei Anwendung seiner Methode erzielt hat. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß gerade jetzt, wo die Anstrengungen des Feldes latente Tuberkulosen in so erhöhtem Maße zum Ausbruch gelangen lassen, die Sonnen-Freiluftbehandlung als ein schätzenswerter Faktor in der Therapie anzusehen ist. Das kleine Werk ist Interessenten deshalb in hohem Grade zu empfehlen. Dr. O. M.

## Zeitschriftenchau.

\* Das reich ausgestattete Augustheft der Darmstädter Kunstzeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“, Herausgeber Hofrat Alexander Koch-Darmstadt, bringt wieder eine Fülle von Anregungen. Ein Bericht über die 2. Sommer-Ausstellung der „Neuen Münchener Sezession“ wird durch eine Fülle trefflicher Wiedergaben unterstützt. Bilder von Karl Caspar, Maria Caspar-Pöcher, Schülein, Adolf Schinnerer, Otto Rapp, Max Feldbauer, Gustav Jagerspacher, Walther Püttner, Willy Moaw, Ransel, Köster usw. usw. werden gezeigt. Plastiken von Prof. Bernhard Meier und Edwin Scharf sowie Willy Rehmbrud ergänzen die Bilderchau. Aus dem weiteren Inhalt seien noch erwähnt: Gemaltene Siegel, köstliche Werke edler Kleinplastik des Malers und Bildhauers Hans Wildemann, eine Gruppe Nymphenburger Porzellan, Modellkleider der Wiener Werkstätte, eine kleine Dede in Holzsticherei und Basen der Großh. Majolika-Manufaktur Karlsbrunn.